

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

181 (3.7.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Die Barbl und ihr Sohn

Skizze von W. Battinester

Ein Schlag mitten ins Mutterherz war das, als sie den Sohn der alten Barbl an einer Strafe von fünf Jahren verurteilt sah. Dabei betonten sie noch, es seien Milderungsgründe in Betracht gezogen worden, der Kaver, ihr Bub, hätte den großen Käufer Franz gewiß nicht so schwer verletzt, wenn er nicht so nichtswürdig dazu aufgestachelt worden wäre. Immerhin, die fünf Jahre blieben wie ein Stein auf der alten Frau liegen. Die ersten Tage waren die furchtbarsten. Da sah sie und arbeitete nicht, als nicht und grübelte immerzu. Doch man gewöhnt sich an alles, auch an das Leid; man hält mehr aus, als man glauben würde. Die Barbl fing wieder zu arbeiten an. Der kleine Hof mußte zusammengehalten werden für den Bub. Er sollte nicht heimatlos werden. Die harte Mühe in Feld und Haus trocknete die Tränen in den braunen Ringelwangen. Innen freilich war alles weh und wund; warten ist so bitter schwer. Aber sie hatte viel gelitten. Das hatte sie schweigen gelehrt.

Zu jener Zeit starb auf dem Nachbarhofe der Witmer Hochstett. Sein zwölfjähriges Mädchen blieb verwaist zurück. Der Hof war über und über verschuldet. Hochstett hatte nicht mehr getaugt, seit sie ihm die Frau tot aus dem Hause getragen hatten. Die Barbl ging hinüber, um dem verlassenen Kinde beizustehen. In ihrem Mutterherzen reifte ein Plan: das Hochstettmädchen zu sich zu nehmen und für den heimkehrenden Sohn zu erziehen. So würde er eine finden, wenn er zurückkam. Das waschweiche Ding da würde sie mit behutamen Worten lehren, daß man die Entgelten nicht ganz verachten dürfe, ja, sie stillen und lieben müsse. In der Stasi Hochstett wollte sie dem Kaver ein Weib erziehen. — Das Vormundschaftsgericht willigte ein, daß die Barbl das Kind zu sich nahm. Der Kleinen blieb ja ohnehin kein Kreuzer vom väterlichen Hofe, der versteigert worden war. Nur mit ein paar Kleidern kam die Stasi zur Barbl. Fünf Jahre wirtschafteten sie miteinander. Im letzten blühte die Kraft der Barbl reicher auf. Jetzt mußte er kommen! Sie betrachtete das Mädchen, das fest und schlant heranwuchs. Sie sah, daß die Stasi nun, und damit, daß man einem Abgestraften auch gut sein könne, hatte ihr die alte Barbl all die Jahre genuss zugesetzt. Jetzt mußte es dem Mädchen in Fleisch und Blut gegangen sein, hoffte sie.

Die Barbl sah vor dem Hause und dengelte eine Senze. Da kam einer heran. Sein Schritt war ungesicher, seine Beine schienen lange nicht tüchtig ausgegriffen zu haben. Die Barbl ließ die Senze fallen und ging ihm entgegen. Sie bettete sein zuckendes, blaßes Gesicht an ihre erregt atmende

Brust. — „Im Dorf haben sie meinen Grub nicht erwidert“, waren die ersten Worte des Heimkehrenden. — „Tut niz, sie werden's scho no lernen! Halt Du den Kopf nur steil!“ tröstete die Mutter und war glücklich, ihn so noch zu haben, seinen Kopf streicheln zu dürfen. In der Haustür erschien die Stasi. Sie wußte gleich, wer der Bursche war. Scheu betrachtete er das Mädchen. — „Die Stasi, unser Nachbarkind. Hab' sie jeh' im Haus. Ihr Bata is tot“, erklärte die Mutter. Er gab dem Mädchen die Hand, die zögernd genommen wurde. Sie hausten und arbeiteten zusammen; doch zwischen den beiden jungen Leuten kam keine Freundschaft zustande. Kaver war in der Zelle fremd und

etwas einstellisch geworden. Stasi wieder fühlte das Schuldbedrückte, Düstere in dem Wesen des Burschen und wich ihm aus. Dazu kam noch, daß ein paar junge Kerle, die ihrer rosenblonden Schönheit nachstellten, sie boshaft belehrten: „Die alte Barbl hat Di nur wea'n ihr'm Sohn ins Haus a'numma! Für ihn hat's Di erzoga'n und erhalt'n. Damit do eine da is, die ihn nimmt, weil jede aus'm Dorf sich schäm'n möcht'. Eigennus war's von der M'n, nit Wohlthat! Brauchst ihn nit zu nehmen, hast's nit nötta!“

Ein Jahr lang war Kaver schon frei. Langsam lösten sich Stumpfheit und drückende Scham von ihm. Langsam lehrte er in das Leben der Freien zurück. Seine Augen wurden wieder wach für alles Schöne. Und eines Tages staunten sie vor dem Wunder der Liebllichkeit, das in Stasis jungem Gesicht glänzte. Er wollte ihr irgendeine Freude bereiten. Sie tanste gern. So forderte er sie auf,

mit ihm ein Tanzfest zu besuchen. Ein Scheu-verwunderter Blick glitt über ihn. „Mit Dir...? Und sie ließ sich lange bitten, ehe sie ihren Feststaat ansoa. Ueber der Landstraße gingen sie auf die Tanzwiese. Im Dunkel und engen Nebeneinanderstreifen suchte er des Mädels herabhangende Hand. Sie schloß sie zur Faust. — Man erwiderte seit einiger Zeit den Grub des Kaver. Schließlich hatte er seine Strafe verbüßt, und strenger als der Richter braucht die Welt nicht zu sein. Dennoch war man erstaunt, als man den Burschen auf dem Tanzboden erblickte. Er wollte den Arm gleich um die Stasi legen. Sie entwand sich ihm und sagte hastig: „Den erst'n Tanz hab' i scho gestern dem Bias verproch'n und den zweit'n aa!“ Sie warf sich dabei einem den Kaver feindselig mustersenden Burschen in die Arme, als suchte den und flüchten. Man blickte schon nach ihm hin, sich zur Seite, sah ein anderes Mädchen und wollte mit diesem tanzen. Dasselbe Spiel von Entwürden und Flügen. Man blickte schon nach ihm hin. Er trat immer weiter zurück in den Schatten. Jemand faßte seine Hand. „Best bleib'n, Bua!“ Das war die Mutter. Sie war ihm, Wehes voraus, abend, nachgeschlichen. — Sie gingen nach Hause. Er sank auf einen Stuhl. Sein Gesicht war fahl, seine aufgerissenen Augen brannten vor Zorn und Schmerz. Die Mutter stand neben ihm und tröstete: „Wird scho no anders werd'n! Und wenn's nit wird, verkauf'n wir da und geh'n wo anders hin, wo die Leut' nit wiss'n!“ Dabei strakte sie kummerrüde ins Leere. Warum hatte sie das fremde Mädchen ins Haus genommen? Mitleid, Liebe, Verzeihen lassen sich nicht einstopfen.

Die Stasi kam nicht nach Hause, nicht in der Nacht und nicht am Morgen. Am nächsten Tage ließ sie durch einen kleinen Buben wissen, sie habe sich auf dem Großbauernhofe der Egalerleute als Magd verdingt und danke für die Güte der Barbl. Das konnte ehrlicher Dank oder Hohn sein. Die beiden, Mutter und Sohn, legten es für Hohn aus. Aber ein erschlafenes Zusammenfallen ließ die Barbl nicht aufkommen. „Wir ham Arbeit“, sagte sie. „Geb, a'reit zua. Wird Dir quat tuan, Bua!“ Draußen lag das Feld und wartete auf Pflug und Saat. Ihnen blieb die barmherzig tröstende Arbeit. Sie füllte die schweren Ähren, sie spendete Freude und Kraft, sie war nie undankbar.

Monatelang schwiegen sie über die Stasi und konnten sie bald vergessen. Dann sagte die Barbl einmal: „Woas moanst, Bua, soll'n wir da verkauf'n und wo anders hinsiebn'?" — Der Kaver stand eben am Fenster. Aus dem weichen, dunklen Leib der Erde hob sich erstes langes Saatengrün. „Muatta, schau' hinaus! i jeh'! Die Arbeit is mei ner Arbeit! Hier bleib' i jeh'! Die Arbeit is mei ganze Freud!“ — Die Barbl nickte und murmelte in die hochgehobenen, gefalteten Hände hinein: „Und vielleicht kommt die Lieb do aa noamal dazu!“

Das allerschönste Land

Von Ludwig Fuchs-Gartenhofen

Einmal habe ich gelogen in meinem Leben. Ich schrieb einmal: „Die Ähalm ist der schönste Berg auf Gottes Erdboden.“ — Inzwischen bin ich älter geworden und weiter herumgekommen. Und ich muß sagen: der Hohenstaufen ist fast grad so schön. Und der Neuffen auch. Und da gibt es eine ganze Reihe von Bergen auf der Schwäbischen Alb, der Lohen und der Dreifaltigkeitsberg und der Karpfen, und die Ted und die Bagasse, — Himmel, wo hört man auf! Ich saae heute: Die Alb ist das schönste Gebirge auf Gottes Erdboden.

Mein Freund Hermann Hesse behauptet, die Stadt Calw sei die schönste Stadt in Deutschland. Der übertreibt natürlich auch. Denn die schönste Stadt in Deutschland ist Reutlingen. Aber gleich nachher kommt dann Calw. Wir müssen es wissen, denn wir verstehen etwas von der Schönheit in der Natur. — Aber ist bin mittlerweile so viel im deutschen Vaterland herumgeschlagen worden, daß ich behelne: auch andere Städte und Berge sind ganz schön. — die Wartburg und der Thüringer Wald, der Harz und alle Harzstädte, und Münsler und Hannover und Danzig. Donnerwetter ja, Danzig! — Ueberall habe ich meine Freunde und Brüder, denn wir sind alle Deutsche. Fast hätte ich gelagt: geworden. — Solange es keine Kraftwagen gab und Flugzeuge, kam man doch selten zueinander, und verstand sich wenig. Das ist der Segen des Verkehrs, daß man sich besser kennen lernt: die Grenzen fallen!

Und es ist gut, daß ich es einmal ausgesprochen darf: wißt ihr eigentlich, ihr Süddeutschen alle, —

daß der Norddeutsche eine große Liebe zu euch hat und alles schön und gut an euch findet, wenn ihr nur den Mund aufst, — und daß umgekehrt eure Liebe zu ihm nicht, — noch nicht — gleich groß ist? Allau rasch hot der Baver das klassische Wort Saupreis auf der Zunge, wenn einer nicht aus Bayern stammt, und der Schwabe meint, er allein habe die Weisheit mit Köpfeln getroffen. Das ist nicht richtig. Es gibt auch noch andere Leute, die geliebt sind. Der nord- und mitteldeutsche Bruder ist uns oft. — so leid es mir tut, dies sagen zu müssen, — um einen Siebenmeilenstret voraus, gelch windet, nicht bloß mit dem Mund (und das vertragen wir nicht), sondern auch mit dem Hirn und der Hand. Es schadet gar nichts, wenn wir ein wenig mehr in den Norden wandern, statt immer nur in die Schwäbe, und die anderen Deutschen verstehen lernen. Es sind prächtige Menschen, diese Pommeren, Westfalen, Griechen, Meßener, Ostpreußen, Hofsteiner. Dann werden wir uns nicht mehr von ihnen beschämen lassen in der Liebe, sondern froh sein, daß es sie gibt, und werden eine neue Gastfreundschaft üben, in der die Schimpfworte gestrichen sind, und sie behandeln als ob sie Süddeutsche wären!

Und dann ist sogar vielleicht auch Neuffingen grad so schön wie Braunschweig und Hildesheim und Osnabrück und Kassel, oder Joppot und Danzig.

Und dann sind wir vielleicht erst ganz richtige Deutsche!



51. Fortsetzung.

Ich sagte: „Vater Zacharias, du sprichst sehr weise, woher hast du das?“
Der Alte nickte: „Wenig gelesen, aber viel erlebt. — Nun les' dich aus Stroß, die Abendglocke läutet, ich muß beten gehen!“
Zacharias verließ mich in dem Glauben, ich könnte jetzt schlafen. Ich schlief aber nicht, obwohl der Stroßlad paradiesisch weich war. Wie frisch noch die Füllung, wie beruhigend tickte die alte Kuckuckuhr an der Wand. Nein, ich stellte mich noch eine Weile in die Tür und hörte dem festlichen Gelächte zu. Der Abend fiel immer dunkler ins Dorf, die Bauern machten Licht in den Häusern, aus den kleinen Kaminen trugelte bläulicher Rauch. Irgendwo jammerte ein Kind in der Wiege, irgendwo heulte ein Hund, irgendwo meckerte eine Ziege im Stall. Während ich so grübelte, holte ich meine Pfeife aus der Tasche. Zum ersten Mal nach langen Monaten. Die Pfeife stopfte ich voll Tabak, rieb an der Hölse ein Bündel an und sog den würzigen Kanaster mit Bedauern ein. Wie schmeckte doch das billige Kraut, wenn man Eierlücken mit Speck und Brot im Magen hatte. Das Jungbier stieß mir zwar säuerlich auf, aber ich war ja nichts Echtes mehr gewöhnt. Dann ergoß mein Herz zwei Schläge. Die beiden Soldaten schlüpfen wieder vorüber, der Blinde und der Lahme. Sie stützten einander und machten friedfertige Gesichter. Ob ich auch einer von denen war, die den Sinn ihres Beispiels nicht begreifen konnten? Sie unterjochten sich nicht, sie stützten einander, — der Blinde und der Lahme!

Ueber meinem Kopf klatterte eine Fledermaus, im Kastanienbaum des Klosters schirzten die Spaten. Wie das alles wert war, heimlich genannt zu werden. Ja, ich entsann mich meiner Gedanken vom Mittag wieder, und die Stimme des Gewissens redete auf mich ein: Bleib Deutschland gut, was kann es dafür? Mir war summe, als hätte ich im Krieg nie einen Feind gefannt, als sei erst im Frieden der Feind zum Feinde geworden.

Im Kloster quietste die eiserne Türchen. Die barmherzigen Brüder sollten es einmal öfen lassen. Der Blinde und der Lahme schlüpfen in die Kirche. Keiner strauchelte. Keiner triumphierte. Keiner war Sklave. Sie stützten einander.

Am Himmel kamen die Sternbilder durch. Hatte ich sie endlich wieder? Es wurde Zeit für mich. Denn jetzt noch auf den letzten Stern warten, jetzt noch die ganze Milchstraße mit den Augen fort-trinken wollen. — nein, ich durfte nicht unbedeutend sein, ich muß maßhalten, ich muß aufhören können, wenn es am schönsten war.

Ob Maria schon schlief? Ob Sebastian brav getrunken hatte?
Meine Augen ließen die Läden herunter. Feierabend.

Ich hatte einen peinlichen Traum hinter mir: Meine Hände staken tief in einem Ameisenhaufen, und ich konnte sie nicht mehr herausziehen. Ich sann nicht lange über den Sinn des Alpdrucks nach, wußt mich an der Pumpe, sog mich an und sah bei Zacharias das Frühstück. Brot, Kräuterkäse, Tee. Ein kleiner Katenjammmer umflammerte meine Schädeldecke, entweder war ich ge-

tern zu nachdenklich gewesen, oder das Jungbier der barmherzigen Brüder spulte noch im Gehirn. Das Riechbrot nahm mir manche Sorge ab, es schmeckte nach Land, und Vater Zacharias wickelte ein zweites als Weggebrung ein. Ich nahm es an, um ein Geschenk für Maria zu haben. Halenbrot.

Am Mittag stand ich wieder auf der Grenze vom Freistaat Glasenhals. Ich schlug mich ins Gebüsch, dirschte quer durchs Laub, traf auch eine französische Streife, die mich aber unbehelligt ließ, obwohl hier jedermann vogelfrei war wie ein wildes Karnickel. Ich hatte keinen andern Kompaß als die Sonne, abnte also nur von ungefähr, wo ich am Rheinufer auskommen würde. Da tauchte vor einer Waldlichtung die Ruine Kollisch auf. Und vom Kollisch aus sah ich diesseits die Kirche von Lorch, sah jenseits das Schieferdach Papa Wendlands in Mostheim. Meine Augen suchte Maria, doch verlangte ich zu viel vom Zufall und von der Schärfe meiner Blicke. Freilich schwamm die Ponte im Strom, sie machte wohl Probefahrten, warum sollte sie mich, ihren zukünftigen Herrn, nicht auf den Rücken nehmen? Ich rampte den Berg hinaunter, stieß auf zwei Fingern, aber die Schiffer hörten nichts, ich hatte Gegenwind. Als ich dann in tiefendem Zustand zur Landebrücke leuchtete, war die Ponte wieder abgestochen, doch rief mir der Steuermann zu, in einer viertel Stunde sei er zurück. Die Wartezeit vertrieb ich mir mit verlanenden Gedanken, um drei Uhr stand ich endlich auf dem andern Ufer. Und fürzte ins Dorf wie ein Verfolgter.

Maria stand am Tor, in den Armen unsern Sebastian. Ich reichte ihr mein Gastgeschenk: „Marriedchen, Halenbrot!“

Aber der Bisk, der mich empfing, war nicht so hungrig wie der meinige.

„Ich bin wieder da, Maria!“
Sie lächelte und verschloß unlußtig die Lippen, als wollte sie nicht geküßt sein. Dabei riß ein Zuden an ihrem Mund, das mich anlagte. Maria hatte bittere Gedanken, wenn galten sie anders als mir!

„Du freust dich nicht, Maria?“
Da machte sie eine Hand frei, sog mich in den

Hof und stieg vor mir in den Keller. Man war ich erst dabei und fand doch meinen Unterschlupf kalt. Maria legte den Jungen beifusam aufs Bett, warf den Kiesel vor und schlang die Arme gierig um meinen Hals: „Hättest nicht fortgeben sollen, Manes!“

Sie stitterte dabei, ich hörte die Unruhe ihres Herzens. Das war Lebensangst, vielleicht hatte der eine Tag mich fremd gemacht vor ihr?

„Maria, es hat sich nichts geändert, es ist alles, wie es war!“

Die Schwere ihres Körpers hing an meinem Nacken. Da hob ich Maria ganz auf die Arme, um sie heiter im Kreise zu schwenken. Sie wehrte sich aber, als sei sie zu traurig für derlei Geständel.

„Warum bist du nicht froh?“
„Die dicke Susanna ist tot!“

Sie sprach diese Botschaft nicht so, als sei Adam Anters Rückenmammell friedlich in den Himmel gefahren. Da ich nichts fragte und nur verwunderte Augen machte, nestelte sie an den Falten ihrer Bluse und senkte den Kopf: „Ein Schwarzer hat sie ermordet! —!“

Pankras Wendland pochte, ich schob den Kiesel ab.

„Manes, nu, weißt du's scho?“

Ich nickte nur, das Entsetzen hielt mir die Zunge fest. Papa Wendland fiel stöhnend auf einen Stuhl: „Ja, die Susanna. Adam sagt, sie war im gefährlichen Alter gewesen. Gestern mittag hat sie den Rüstern noch Karamellen spendiert und dabei gebeult. Abends lief sie wie toll den fremden Soldaten nach, heut morge lag sie im Weibers. — Schrecklich hat sie ausgesehnt!“

„Und der Neger?“
„Die Franzose hadde ihn nach Mainz geschafft, mehr weiß keiner nit!“

Maria sah in der dunkelsten Ecke des Raumes und gestand unter Schluchzen, Susanna hätte unsern Jungen noch unbedingt ein Weibrotspüßchen kaufen wollen.

Ich machte mir meinen eigenen Reim. Pankras Wendland wandte den Kopf nach Maria hin: „Weißt dei Mann das andere auch?“

Fortsetzung folgt.